

Nr. 173. Bromberg, den 31. Juli 1932.

„Antworte, Charlie, die Zeit verrinnt"

Roman von Rolf Brandt.

(5. Fortsetzung.)

„Das glaube ich nicht", sagte Brigitte. „Ich kenne Mr. Brown. Es ist möglich, daß er Interesse für mich hat, vielleicht auch für meine Millionen; aber das glaube ich nicht. Jetzt beunruhigt mich der Brief, Hoheit."

Charlie sah hundert Wege des Gesprächs, die er gehen konnte, aber er fühlte gleichzeitig eine unbändige Kampfesfreude. Jetzt gab es keine Bedenken mehr: Dieser feine Herr, dieser Offizier, hatte deutlich sein Ehrenwort gebrochen. Ihm, Charlie, gegenüber. Jetzt sollte er merken, in welcher Lage er eigentlich war! Er hatte gestern geschwiegen, dem General gegenüber und der Militärpolizei von Koblenz gegenüber. Er saß in einem unzerreißbaren Netz, ein Narr . . . Charlie sagte: „Frau Brigitte, es handelt sich um eine politische Angelegenheit. Ich versichere Sie, daß sich Austin Brown höchst unfair benommen hat. Ich werde ihn zwingen, sich in Ihrer Gegenwart wegen dieses Briefes zu entschuldigen."

„Das geht nicht!" sagte Brigitte.

„Das geht nicht? Ein Offizier schreibt über einen anderen Offizier einen Brief, der nach europäischen Anschauungen nur mit Blut aus der Welt zu schaffen ist. Wenn der so frech Beschuldigte den anderen zwingen will, vor der Dame, der er diese Beschuldigungen zuschickt, sie zurückzunehmen, so geht das nicht?"

„Nein", sagte Brigitte, „denn dieser Brown hat es unzweifelhaft gut gemeint für mich."

„So sagen Sie es doch glattweg! Auch Sie halten mich für einen Dollarjäger? Ich will Ihnen etwas sagen: Es ist ebenso schwer, Fürst zu sein wie Millionär; im übrigen hat der alte Fürst Tervueren, als er in seinem Palais in Brüssel starb, zwanzig Millionen belgische Frank hinterlassen. Er war einer der wenigen, die mit Leopold die großen Kongogewinne geschluckt haben, wie übrigens bekannt ist. Ihre Dollars interessieren mich gar nicht; Sie können sie Herrn Brown schenken — verstehen Sie? — schenken! Vielleicht findet er mich dann ehrenwert. Ich werde nun aber, in Ihrer Anwesenheit, Herrn Brown fragen, was er über mich denkt, und werde ihn zwingen, die Wahrheit zu sagen. Vielleicht gehört es zum hundertprozentigen amerikanischen Patriotismus, Belgier zu verdächtigen, die eine deutsche Mutter hatten?"

„Das könnte möglich sein", sagte Brigitte; und sie wollte hinzufügen, daß es ihr überhaupt leid getan hätte, über diesen Brief zu sprechen. „Sie haben doch gesehen, Hoheit, daß ich Vertrauen zu Ihnen hatte, trotz des Briefes."

„Schönes Vertrauen!" Charlie wandte ihr jetzt den Rücken zu und sah in den grauen Perlenvorhang der fließenden Tropfen. „Man soll nicht menschlich sein", sprach er, wie zu sich selbst. Es hatte ihn scheinbar ungeheuer getroffen.

Sie trat neben ihn. Sie sah in sein erschüttertes Gesicht, sah in seinen Augen eine fremde und große Traurigkeit. „Charlie Tervueren!" sagte sie.

Da legte er den Arm um sie; er zog sie schon nahe an sich heran, als er leise fragte: „Glaubst du an mich?"

„Ich glaube!"

Er trug sie, wie eine Beute, zur Bank zurück, er nahm sie auf seinen Schoß, wie ein ganz kleines Mädel, er bog ihren Kopf zurück und küßte sie unaufhörlich.

Draußen rann der weiche, warme Mairegen. Es duftete nach dem aufsteigenden Geruch der Erde, nach Wiesen. Kein Laut . . . Brigitte sagte zwischen den Küssen: „Ich bin glücklich, Charlie!"

*

Charlie zog die Uniform an mit den hohen Orden und dem breiten Band über der Brust. Er fuhr mit dem neuen Auto und dem neuen Chauffeur vor der Nachrichtenstelle der amerikanischen Rheinarmee vor. Als er in das Bureau trat, sprangen die Unteroffiziere vorschriftsmäßig auf. „Melden Sie Herrn Captain Brown Seine Hoheit den Fürsten von Tervueren!"

Brown saß nach der Mittagszeit in dem alten, abgenutzten Lehnstuhl und hatte die Beine kreuzweise auf den Schreibtisch gelegt. Die kurze Pfeife, die er locker in der Hand hielt, fiel zu Boden, als er Charlie sah. „Es ist der Gipfelpunkt der Frechheit!" rief er.

„Da haben Sie recht", sagte Charlie. „Wenn man in einer solch miserablen Lage ist wie Sie, ist es eine Unverschämtheit, derartige Briefe einer Dame zu schreiben."

Brown stand auf. „An welche Dame?" fragte er.

„Tun Sie nicht so dumm!" sagte Charlie. „Ich bin der Verhandlungen mit Ihnen eigentlich müde und sollte Sie hopsgehen lassen. Verstehen Sie? Hopsgehen lassen! Sie haben an Brigitte Warner einen Warnungsbrief geschrieben. Es ist unnötig zu leugnen; denn ich habe den Brief gelesen."

„Schön", sagte Brown, „ich habe einen Brief geschrieben, den ich schreiben mußte, um das größte Unglück für diese Dame zu verhindern. Ich habe in diesem Brief unsere Bedingungen gehalten."

„Sie wissen genau, daß dieser Brief gegen die Bedingungen verstieß. Ich habe zu meinem Vergnügen gehört, daß Sie meinem Ratschlag gefolgt sind und daß die Veröffentlichung der Überreichung des Ordens an General Warner geschehen ist, obgleich Sie wußten, daß der Orden echter als der Überbringer war. Ich werde jetzt General Warner Mitteilung machen, welches Spiel Sie eigentlich gespielt haben. Von mir aus kann die Geschichte hochgehen. Ich bin eher der Fürst von Tervueren als Sie noch länger Nachrichtenoffizier der amerikanischen Armee oder General Warner General."

„Was wollen Sie aufs neue erpressen?" fragte Brown.

„Ich werde noch acht Tage hier im Rheinland bleiben, wahrscheinlich in Koblenz, und Sie werden in meiner Gegenwart der Mrs. Brigitte Warner erklären, daß Ihr Brief auf einem Irrtum beruhte."

„Das geht nicht", sagte Austin Brown. „Ich kann nicht."

„Sie können nicht? Schön . . . Obwohl ich eigentlich menschlich nichts mit Ihnen zu tun haben möchte nach Ihrem Verhalten, sage ich Ihnen, daß Sie außerdem Brigitte Warner vernichten. Sie wissen, wie mißtrauisch und unglücklich sie ist. Sie ist eben zum erstenmal in ihrem Leben, wie sie mir gesagt hat, glücklich gewesen. Ich habe mich mit ihr verlobt."

„Damn'your eyes!" sagte Brown.

Charlie wandte sich zur Tür. „Ich fahre jetzt nach meinem Hotel zurück und warte dort eine Stunde auf Ihre Antwort. Gehen Sie in sich und lernen Sie Verabredungen achten!"

Brown hob endlich die schöne Shagpfeife auf, dann nahm er sein Lieblingsinstrument und schmiß es mit voller Wucht gegen die Wand. Aber die Pfeife blieb ganz; nur ein Stückchen des Randes sprang ab.

Brown geriet in einen Zustand ziemlich kindischer Raserei. Er nahm den Aschenbecher und warf ihn durch das Fenster. Er schlug, als ob er nun tatsächlich den Verstand verloren habe, den Hörer seines Telephonapparates so stark auf die Gabel, daß diese auseinanderbrach. Er trat mit dem rechten Fuß gegen die Schreibtischtür, daß der ganze Schreibtisch gegen das Fenster rollte. Dabei schrie er so, als ob er Zahnschmerzen hätte, ganz laut: „Oh —oh!" Immer wieder: „Oh — oh — oh!" Dann plötzlich, wie nüchtern in diesem Anfall von Raserei, sagte er laut: „Es gibt keinen Teufel, sonst hätte er diesen Burschen längst geholt!"

Als die Ordonnanz ihm eine Visitenkarte vorhielt, wiederholte er den ziemlich sinnlosen Satz: „Es gibt keinen Teufel!"

„Yes, Sir", sagte die Ordonnanz ziemlich erstaunt.

Immer noch in dem Zustand seiner irrsinnigen Wut, las Austin Brown die Visitenkarte. Ein deutscher Journalist? Das fehlte noch! Das fehlte in diesem Augenblick! „Werft dem Kerl eine Handgranate unter die Nase!" schrie er.

Die Ordonnanz starrte ihn hilflos an.

„Laß ihn abführen!" schrie er dann.

Die Ordonnanz machte militärisch kehrt, meldete aber dann noch, schon an der Tür: „Er hat noch eine zweite Karte abgegeben . . ."

„Herzeigen, du Sohn der Hölle!" schrie Brown.

Diese zweite Karte war die eines der bekanntesten amerikanischen Journalisten, der in Berlin saß, und bat, man möge den deutschen Kollegen ja freundlich empfangen. Man habe doch gar keinen Anlaß, weiter die Politik der Engländer und Franzosen zu machen.

„Und der Belgier!" brüllte Brown. „Laßt den Lumpen — nein, ich meine den Herrn — laß ihn, in drei Teufels Namen, hereinkommen!" Er rückte den Schreibtisch wieder zurecht, sah durch sein Bureauzimmer, das aussah, als habe eine Schlacht darin getobt, und ging dann selbst in das Vorzimmer.

Da stand ein großer, schlanker Mensch, der sehr höflich war. „Habe ich den Vorzug mit Herrn Captain Brown? Mein Freund van Heest in Berlin, der den „International News Service" vertritt, läßt Sie vielmals grüßen."

„Danke", sagte Brown. „Ihr Wunsch, Mister . . ." Er las die Karte, die er in der Hand hielt „Meirös?"

Der Angeredete lächelte.

Verdammt! dachte Brown. Warum lacht der Kerl jetzt? Sein Gesicht nahm einen so zornigen Ausdruck an, daß der deutsche Journalist unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. „Ihr Wunsch?" fragte noch einmal Brown mit einem Ton, als ob er jetzt in der Tat den Fragesteller festnehmen lassen wolle.

„Sie kennen die politische Lage, Herr Brown", sagt Dr. Mirus. „Man scheint in Washington der Meinung zu sein, daß es das beste sei, wenn die amerikanischen Truppen vom Rhein fortgingen."

„Sehr richtig", sagte Brown.

„Nun hat sich gerade General Warner, der Oberkommandierende Ihrer Truppen, hier ganz vor kurzem in diesem Sinne geäußert. Ich bin nur hierhergekommen, um von dem General eine Unterredung zu erbitten."

Unvermittelt strahlte Brown den deutschen Besucher plötzlich mit einer Liebenswürdigkeit an, als sei er eine amerikanische Filmdiva. „Eine sehr richtige Idee Ihrer Zeitung, Doktor! Ich werde Sie sofort bei dem General anmelden, und wir werden in seine Villa gehen. Warten Sie einen Augenblick!" Er ging an das Telephon, das er unbenutzbar fand. „O der Teufel!" schrie er wieder.

Aber er dachte dabei, daß ein gutes Glück ihm den Deutschen in den Weg geführt hatte. Der General sollte epochemachende Sachen sagen, ernste, gütige Sätze, die selbst ein europäisches Gelächter auslöschen konnten. Er überlegte. Vielleicht war telephonieren überhaupt falsch. Auto zum General und ihm sagen, es wäre gut für Amerika. Einfach vorlügen, es sei überhaupt eine ähnliche Instruktion vorhanden. Sein Gesicht war aufgehellt. Er kam in das Vorzimmer zurück und faßte den Deutschen jovial unter den Arm. „Wie geht es unserm Freund van Heest? Er ist ein prächtiger Bursche. Säuft er noch so viel?"

Dr. Mirus war über den Stimmungsumschwung des Amerikaners etwas verwundert. Aber er war in den letzten zehn Jahren bei allen großen Ereignissen dabeigewesen und hatte das Wundern verlernt. Er zeigte seine Zähne, die ebenso schneeweiß wie die des Amerikaners waren, und sagte: „Er trinkt Whisky wie Wasser, und es ist ja auch billig bei uns — wie?"

„Kommen Sie! Der General wird Sie sogleich empfangen. Wir lieben keine Formalitäten . . . Kommen Sie — da ist das Auto! Nach Ihnen, lieber Freund, Sie sind Gast... Come on, boy!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Honigkur.

Humoreske von Hermann Lex.

Zu den vierundzwanzig Vereinen des Städtchens A. war vor einem Jahre noch ein Verein hinzugekommen, der sich „Verein für naturgemäße Gesundheitspflege" nannte, und dessen Mitglieder es möglichst vermieden, bei auftretenden Krankheiten einen der beiden im Städtchen praktizierenden Ärzte zu Rate zu ziehen. Es war verpönt, sich einem Arzt anzuvertrauen, und es wurde munter darauf los kuriert.

Eines der eifrigsten Mitglieder des Vereins, der seit seiner Gründung über vierzig Mitglieder zählte, war der Schneidermeister Karl Anton Dimpfel, der mit seiner Frau Mathilde in kinderloser, aber glücklicher Ehe lebte, oder vielmehr bis vor der Gründung des Vereins gelebt hatte. Seit dieser Gründung stellten sich bei Karl Anton derart viele Leiden und Gebrechen ein, daß die gute Mathilde oft dem Verzweifeln nahe war. Sie litt unter diesen eingebildeten Krankheiten ihres Mannes, ebenso das Schneidergeschäft, in dem Karl Anton Meister und Geselle zugleich war.

Aus den vielen Dutzenden Flaschen, Krügen und Töpfen mit Medikamenten, die in der Werkstatt in einem besonderen Schranke untergebracht waren und auch sonst an allen möglichen und unmöglichsten Orten herumstanden, stieg der Geist Doktor Fausts und erfüllte Werkstatt und Wohnräume mit seinem Zauber.

Hatte Meister Dimpfel vor der Vereinsgründung zweimal wöchentlich abends im „Roten Ochsen" sein Glas Bier getrunken und dazu die nötigen Zigarren geraucht, so hörte das nach der Gründung vollständig auf, und Frau Mathilde erfuhr aus Karl Antons Munde, daß Nikotin und Alkohol gefährliche Gifte seien, die dem menschlichen Körper schweren Schaden zufügten und die man meiden müßte.

Mit dieser Abstinenz ihres Mannes wäre Frau Mathilde schon einverstanden gewesen, denn manche Mark wurde dadurch gespart; aber andererseits wurden diese Ausgaben hundertfach überschritten durch die Anschaffung der unzähligen Elixiere, Pillen, Pulver, Salben und so weiter, die zur Behebung der Leiden notwendig waren. Auch sonst litt Frau Mathilde durch diesen unseligen Verein; brachte es doch ihr Mann fertig, sie am frühen Morgen, wenn das Gras im Hausgärtchen noch naß vom Tau war, aus süßen Träumen zu reißen und sie barfuß durch das nasse, kalte Gras zu führen. Sie wünschte diesen Verein ins Pfefferland.

Vorgestern hatte der Herr Kanzlist Kollmann seinen Anzug zum Ausbessern geschickt, und bis heute hatte Karl

Anton noch keinen Nadelstich daran getan; er las wohl schon zum zehnten Male die Wochenschrift „Zurück zur Natur", von vorn bis hinten, einschließlich aller Inserate.

Jetzt hörte Mathilde ihren Mann rufen. Sie eilte aus der Küche zur Werkstatt. Karl Anton hatte ein großes Inserat mit Rotstift stark umrandet.

„Diese hier empfohlene Honigkur ist vielleicht das beste Mittel, um seine Jugendkraft und Elastizität wiederzuerlangen", sagte Karl Anton, und las seiner Frau das Inserat laut vor.

Soviel hörte Frau Mathilde aus der Vorlesung, daß es sich um eine Honigkur handelte, bei der die belebenden Kräfte des Lindenblütenhonigs durch Auftragen auf die menschliche Haut dem Körper zugeführt werden sollten. Erforderlich war außerdem warmes Sonnenlicht, das die Haut zum Atmen anregen und den Erfolg beschleunigen sollte. An sonnenlosen Tagen war die Kur laut Vorschrift zwecklos.

Meister Karl Anton zog seine Joppe an und eilte mit dem Inserat zum Vorsitzenden des Vereins, um sich mit ihm über diese Kur zu besprechen. Der Vorsitzende war Feuer und Flamme für die Kur und bat Herrn Dimpfel, die Kur an sich auszuprobieren und das Resultat in der nächsten Versammlung bekanntzugeben. Karl Anton sagte zu und versprach, die Kur genau nach Vorschrift zu gebrauchen.

Zu einer vollständigen Kur benötigte man fünf Pfund Lindenblütenhonig, den Karl Anton bei der betreffenden Firma bestellte.

Kopfschüttelnd nahm drei Tage später Frau Mathilde den Honigeimer in Empfang und beglich die Nachnahme. Es regnete an diesem Tage; es war also für die Kur ungeeignetes Wetter. Der Naturapostel Dimpfel lief jede Stunde zwei-, dreimal zum Barometer, ob dieses nicht bald für die Kur sonniges Wetter in Aussicht stellte. Seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt: erst am dritten Tage kam die Sonne. Karl Anton traf alle Vorbereitungen für die Kur. In seinem Gärtchen hinter dem Hause grenzte er ein Stück in Manneshöhe mit Leinentüchern ab, die er dem Leinenschrank Mathildes entnahm. Er mußte sich doch gegen neugierige Augen schützen, da er die Kur im Adamskostüm ausführen mußte, sollte sie von Erfolg gekrönt sein. Gleich nach dem Mittagessen wollte er mit der Kur beginnen.

In der Waschküche mußte Frau Mathilde ihrem Eheliebsten den Rücken mit einer dicken Honigschicht einreiben. Dann begab sich Karl Anton in sein nach oben offenes Zelt und bestrich die übrigen Körperteile ebenfalls dick mit Honig, streckte sich ins Gras, abwechselnd die einzelnen Körperteile dem warmen Sonnenlicht darbietend. Die Kur ermüdete Karl Anton, und nach einer Viertelstunde war er eingeschlafen.

Im Traum sah er sich, trotz seiner fünfzig Jahre, als jungen elastischen Menschen. Kein Baum war zu hoch, den er nicht erklomm, kein Graben zu breit, den er nicht übersprang. Er atmete gar nicht mehr durch die Lunge, sondern nur durch die Haut.

Plötzlich erwachte er aus seinen Träumen, spürte heftige Schmerzen am Ende seines Rückens, und seine Hand zuckte nach der Stelle. Da — wieder der heftige Schmerz, wie von einem Stich. Ein eigentümliches Summen um seinen Kopf hörte er; sehen konnte er nichts — der flüssige Honig hatte ihm die Augen verklebt. Mit der Hand tastete er ins Gesicht, um gleichzeitig, laut um Hilfe schreiend, um sich zu schlagen. Ein ganzer Schwarm Wespen und Bienen, die in ihrer Honigmahlzeit durch die Hand gestört wurden, quittierten diese Störung durch wütendes Stechen. Karl Anton wälzte sich vor Schmerzen im Grase, und es schien ihm, als ob das Wespen- und Bienenvolk Legion wäre und ihn mit Stichen traktierte. Laut gellten seine Hilferufe durch die Mittagsstille und riefen Frau Mathilde herbei, die ihren Mann mit Hilfe eines der Leinentücher von den wütenden Insekten befreite und ihn zum Abwaschen in die Waschküche führte.

Als es dunkelte, schickte er seine Frau zum Arzt. Der kam und besah sich mit ernstem Gesicht den Zurück-zur-Natur-Menschen, verordnete kühlende Kompressen und eine schmerzstillende Arznei, die Karl Anton genau nach Vorschrift nahm.

Nach acht Tagen war Meister Dimpfel wieder soweit hergestellt. Er schrieb seine Abmeldung an den Verein und ging abends zum Glase Bier in den „Roten Ochsen", um nach Mitternacht mit starker Schlagseite in seine Behausung zurückzukehren.

Heiligtümer.

Skizze von Susanne Tornwaldt.

Jutta, auf einem Spazierritt, sah von weitem den Wagen ihres Gutsnachbarn herankommen. Es schienen ziemlich viele Menschen darin zu sitzen, und Jutta hatte durchaus keine große Lust, sich zu unterhalten; an diesem wunderschönen Sommertag wäre sie gern mit ihrem Pferd und der Natur allein geblieben. Darum, und weil sie das Pferd mit der merkwürdigen Haarfarbe ritt, eine Art scheckigen Falben, der im hellen Unterholz wenig von seiner Umgebung abstach, versuchte sie ungesehen zu bleiben. Sie drückte sich in die Weidenbäume und hielt ganz still. Als beim Vorbeifahren der Falbe unruhig wurde, flüsterte sie: „— oh la, mein Pferdchen — ru—uhig, mein alter Kerl..." und sah sich dabei die Leute an, die im Wagen saßen.

Dann, plötzlich, schoß sie mit einem Satz hinter den sichtdeckenden Weiden vor und hinter dem Wagen her. Ihr schien, es saß jemand darin, jemand, den sie nur ein einziges Mal in ihrem Leben gesehen hatte und den sie seither nicht mehr vergessen konnte. Zwar eigentlich — es war doch wohl unmöglich? Nun, man mußte das feststellen!

Mit ein paar Galoppsprüngen war sie neben dem Wagen und wurde mit Hallo begrüßt. Wo sie her käme? Ob sie vom Himmel gefallen sei?

Herr von Gaberg, der Nachbar, fuhr selbst. Seine beiden Schwestern waren da, ein Vetter und der Fremde, dieser Mann, um den Jutta soeben ihre Mimikry aufgegeben hatte: ein braunes, klares, etwas hartes Gesicht, wie Leute es haben, die lange in den Tropen leben, dazu graue, kluge Augen.

„Doorp, Hans Doorp", sagte Herr von Gaberg und machte eine Bewegung mit dem Peitschenstiel zu ihm hin. „Der Afrikaner, wissen Sie — übrigens Jutta, Sie waren doch auch draußen! Sind Sie sich nicht zufällig mal begegnet?"

Darauf antwortete niemand. Der Fremde, den Herr von Gaberg Hans Doorp genannt hatte, lachte ein wenig. Jutta bückte sich, um eifrig etwas an ihrem Steigbügel zu verschnallen. Sie hatte einen ziemlich roten Kopf, als sie wieder gerade im Sattel saß und die ganze Gesellschaft zum Tee einlud. Ein wenig langsam möge man fahren, sie wolle voraus; Mamsell solle erst Waffeln backen.

Herr von Gaberg stimmte begeistert zu. „Dann müssen Sie meinem Freund Doorp Ihre Reliquiensammlung zeigen, ich habe ihm schon davon erzählt, und er sagt, er hat auch sowas derart, nicht, Doorp?"

Jutta sah den Fremden wieder lächeln, machte kehrt und verschwand um die nächste Waldecke. —

Nachher, als die Gäste ankamen, bat Jutta um Entschuldigung, daß sie im Reitanzug geblieben sei. Haushaltsangelegenheiten —ja, und sie wäre nicht mehr zum Umziehen gekommen. Das war nun ein bißchen gelogen. Sie hatte allerhand Zeit damit vertrödelt, daß sie vor dem Schrank mit ihren Buddhas und Negerfetischen hockte und in tiefen Gedanken einen europäischen Rockknopf in der Hand hielt. Das Ergebnis, diese vertrackte, drollige und ein wenig peinliche Situation war lebendig vor ihr aufgestiegen. Sie hatte nicht gewußt, daß jener Mann Hans Doorp hieß. Sie kannte überhaupt nichts von ihm, als sein Gesicht — und seinen Esel.

Jutta war damals zu Besuch auf einer Kaffeepflanzung in Afrika, und zwar in einem Teil Afrikas, wo es um der Tsetsefliegen willen keine Pferde gibt. Jutta, die ihr ganzes Leben lang im Sattel gesessen hatte, fand Afrika schön und interessant, aber Pferde vermißte sie bitterlich. Ganz kurz ehe sie wieder nach Europa zurückkehrte, geschah es eines Tages, daß der Wagen ihres Vetters und Gastgebers auf dem Weg zur nächsten sogenannten Stadt eine Panne hatte, in der Nähe einer anderen Pflanzung und dicht neben einer Wiese. Keiner richtigen europäischen Wiese, aber so etwas,

das man in Ermangelung von Besserem in Afrika dafür nehmen kann.

Auf dieser Art von Wiese weidete ein Esel. Das heißt, er stand da und graste und hatte einen Sattel auf.

Jutta war schon ziemlich lange in Afrika und dies hier das erste derartige vierbeinige Tier, das ihr dort begegnete und andeutungsweise wie ein Pferd aussah. Jutta war so froh, daß ihr nahezu die Augen feucht wurden. Sie ging gleich auf den Esel zu und wollte ihn begrüßen. Aber der hatte andere Ansichten. Seine Erfahrungen in dem Punkt lehrten ihn, daß man niemals bloß aus reiner Sympathie zu ihm käme, sondern immer nur, wenn man etwas von ihm wollte. Er liebte das nicht und ging weiter. Ohne überstürzung, aber immer genügend weit vor Jutta her, um sich nicht berühren zu lassen.

Nun, Jutta hatte auch ihren Dickkopf. Nach einiger Zeit gelang es ihr, ihn durch scheinbare Harmlosigkeit zu überlisten. Sie faßte ihn zärtlich um den Hals. Da begann der Esel zu traben. Jutta widerstand der Versuchung nicht, trabte neben ihm her, und ehe der Esel es sich versah, saß sie im Sattel.

Nun hatte Jutta in ihrem Leben auf manchem Pferd gesessen und immer mit günstigem Erfolg. Das heißt, sie war daran gewöhnt, dort anzukommen, wo sie es sich vorgenommen hatte. Aber abgesehen davon, daß sich hier nichts Bestimmtes vornehmen ließ, versagte bei diesem Esel alles, was man reiterlich „Hilfen" nennt. Jutta hatte das Gefühl, auf einem beweglichen, jedoch völlig unbeeinflußbaren Stück Holz sich zu bewegen. Der Zustand war ungewohnt und entbehrte des Behagens. Dafür begann der Esel jetzt sein Temperament zu entfalten und sich in unverhofft schnelle Bewegung zu setzen. Es war ein merkwürdig unsympatisches Gefühl und hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem, was Jutta bis dahin unter Reitbewegung verstand. Darum versuchte sie nun reuevoll anzuhalten.

Aber dieses Tier hatte einen stärkeren Willen als Jutta. Nun war es einmal in Bewegung und ruhte nicht, bis es dahin gelangte, wohin zu gelangen es sich vorgesetzt hatte, nämlich zu dem Tropenhaus inmitten wohlangelegter Kaffeeplantagen. Dort machte es, wiederum gegen alles Erwarten, plötzlich halt, keilte in einem Winkel von 50 Grad, und als Jutta daraufhin immer noch im Sattel saß, trabte es mißgünstig auf einen Steilhang am Fluß zu und schickte sich an, seine Turnübungen dort fortzusetzen. Man sage nichts gegen Esel! Man nenne niemals jemand, den man als dumm zu kennzeichnen wünscht, einen Esel.

Nun beschloß Jutta auf alle Fälle abzusitzen, was der Esel auf seine Weise unterstützte und beförderte. Dabei geschah es, daß Jutta unversehens einem Mann an den Hals flog, einem europäischen Herrn, der herbeigeeilt war und ihren equilibristischen Leistungen staunend zugesehen hatte. Jawohl, ohne das mindeste dafür zu können, flog sie ihm an den Hals, bekam hilfesuchend einen seiner Rockknöpfe zu fassen und behielt ihn in der Hand. Das Gesicht, das sie dabei auf so unüblich nahe Weise vor sich sah, war braun, mit ein wenig harten Zügen, die Augen sehr klar und von einem warmen Grau.

Gleich darauf surrte der Motor des Pannewagens. Mit einem knappen „Verzeihung" schob sein Inhaber die ungewöhnlich verwirrte Jutta hinein und fuhr davon.

Die ganze Sache hatte sich wortlos und meteorähnlich abgespielt. Es stellte sich heraus, daß Juttas Gastgeber aus irgend welchen Gründen einen Zorn auf Juttas Eselbesitzer hatte. Sie erfuhr im Drang der Abreiseereignisse nicht einmal seinen Namen. Fern diesen Geschehnissen und erinnerungsreich, zierte nur sein Tropenjackenknopf ihren Heiligenschrein. —

„Herr von Gaberg erwähnte vorher, Sie selbst hätten auch eine Sammlung von Heiligtümern primitiver Völker?" fragte Jutta höflich, als sie mit dem einsilbigen Herrn Doorp vor diesem Schrank stand, während ihre übrigen Gäste nebenan Bridge spielten.

„Nicht ganz so", sagte Doorp, holte zielbewußt den europäischen Jackenknopf hinter einem dickbäuchigen kleinen Buddha hervor und betrachtete ihn ernsthaft, „nicht ganz so ausführlich wie Sie. Ich habe es bisher nur zu einer einzigen Reliquie gebracht, die mir heilig ist: zu einem Esel..."



Lustige Ecke



Irrtum.

Malwine hieß das späte Mädchen.
Zu Malwine trat ein besserer Herr.
„Würden Sie mir das Vergnügen machen, Sie zeichnen zu dürfen?"
„Sie sind Porträtist?" seufzte Malwine selig.
„Nein — Karikaturenzeichner!"

*

Musik.

Die Hausfrau setzte sich an das wohltemperierte Klavier.
„Darf ich Ihnen die „Mondscheinsonate" vorspielen?"
Der Gast lächelte verbindlich:
„Gern — wenn ich inzwischen einige Telephongespräche erledigen darf!?"



Rätsel-Ecke



Gitter-Rätsel.



Die Buchstaben der Figur sind an eine andere Stelle zu setzen, so, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

Wagerecht:
1) Kellnerlehrling
2) milde Gabe
3) Leibeigene

Senkrecht:
1) Bezeichnung für Mundart
2) Seiltänzer
3) Neusilber

*

Stern-Rät,el.

Die Wörter und Buchstaben:
Rosette, O, Kranz, Motor, Ast, Wilhelm, E, Immergrün, Ost,
sind so untereinander zu bringen, daß die Achse eines auf der Spitze stehenden Quadrates, von oben nach unten gelesen, ein bei der Jugend beliebtes Tier nennt.

*

Zahlen-Rätsel.

12, 2, 8
10, 2, 4, 5, 6
6, 9, 10, 10, 11
10, 2, 12, 10, 11
7, 11, 3, 8, 2, 12
1, 3, 11, 2, 4, 11, 8
4, 5, 6, 2, 8, 8, 11, 3
11, 7, 11, 3, 11, 4, 5, 6, 11
11, 2, 4, 11, 12, 7, 8, 11, 5, 6
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12,

Strom, Möbelstück, ländl. Behausung, Flüssigkeit, Stadt, Kinderspielzeug, Dichter, Baum, was d. Klempner braucht, Schmuck in der Natur.

Verantwortlicher Redakteur: J. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.